

LITERATUR

Gerüchte, Gerede

Sebastian Adomeit, der alte Vogelkundler, ist ein Sonderling – der Naturfreund hat schon als Kind Gänseblumen und Schmetterlinge gezeichnet, er ist ein philosophierender Einzelgänger, der sich fern hält von den „Krankenversicherungsmitgliedern“ in seiner Nachbarschaft und diese nicht selten durch kluge Grobheiten beleidigt. Sie erleben noch seinen Tod als Intrige: Ausgerechnet am Pfingstsonntag muss er – und wollte er in einer letzten Bitte, die ihm der Pfarrer gewährt – beerdigt werden. Das Testament wird zwei Tage später eröffnet, da



feiert man in der hessischen Wetterau den „Wäldchestag“ mit Essen und Trinken in freier Natur – und hat keine Lust, zum Notar zu gehen.

Adomeit ist der Held des ersten Romans von Andreas Maier, 33. Aber der Roman ist nicht nach seiner Hauptfigur benannt, er heißt „Wäldchestag“. Für Maier enthält der Wäldchestag das Bild einer „friedlichen und fröhlichen Gesellschaft“ im Grünen – eine „Vision“, der die reale Gesellschaft mit all ihrem Neid, ihrem Geschwätz, ihrer Trunksucht und ihrer Habgier niemals gerecht werden kann. Das ist das eigentliche Thema des in Südtirol lebenden Wetterauers.

Der Autor baut Adomeits Bildnis aus nichts als dem Gerede jener Menschen zusammen, die zur Beerdigung und zur Testamentseröffnung erscheinen. Folge: Der Roman spricht fast ausschließlich in der indirekten Rede über seinen Helden. Ist dieser Adomeit am Ende nur ein Gerücht? Und die Welt ein Wahngebilde aus Worten?

Dass er deshalb unentwegt „habe er gesagt“ schreiben muss, nimmt der Autor in Kauf – das ewige „meinten sie“ oder „dachte ich“ stört ja auch bei seinem großen Vorbild, Thomas Bernhard, nur Puristen. Ein brillant konstruiertes Buch, farbig, urkomisch. Aber leicht zu lesen ist es nicht. Lob verdient es nicht zuletzt als kühnes, trotziges Denkmal für etwas, das ebenso aussterben droht wie kauzige Vogelkundler: für den Konjunktiv.

Andreas Maier: „Wäldchestag“. Suhrkamp Verlag, Frankfurt am Main; 316 Seiten; 39,80 Mark.

AUSSTELLUNGEN

Wettbewerb der Schönsten

Der „Abstand von der Brustwarze zur Halsgrube“ wurde ebenso ausgemessen wie der „Fesselumfang“ und die „Stärke der Unterlippe“. Scheinbar wissenschaftlichen Kriterien mussten sich 1948 die Bewerberinnen um den Titel der „Miss Germany“ unterwerfen – die (männlichen) Juroren hatten eine „10 000-Punkte-Tabelle“ zur Bestimmung der „idealen Frau“ entwickelt. Anhand von Fotografien, Dokumenten und Miss-Reliquien blickt jetzt die kulturhistorische Ausstellung „Miss Germany. Eine schöne Geschichte“ auf ein Jahrhundert deutscher Beauty-Besessenheit zurück: Detail- und anekdotenreich wird das Geschäft mit der Schönheit beschrieben – und analysiert, wie Politik und Zeitgeist das Miss-Management beeinflussten (bis zum 25. Februar im Bonner Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland). Feministischer Kritik an der „Fleischschau“ begegnen die Ausstellungsmacher mit dem Argument, dass Schönheitsköniginnen wie Susanne Erichsen (Siegerin 1950), Petra Schürmann (Miss World, 1956) und Verona Feldbusch (1993) zielstrebig „das Erfolgspotenzial des Titels“ (Katalog) zum Karriere-Einstieg nutzten.



SÜDD. VERLAG

Kandidatinnen der Miss-Germany-Wahl 1969, Miss-Germany-Statuette



Kino in Kürze

„**Schule**“. Waren die Internatsinsassen aus „Crazy“ noch ein paar Jahre (und viele pubertäre Abenteuer) vom Schulabschluss entfernt, so trennen die Dreizehntklässler in „Schule“ bloß ein paar Wochen vom Abitur. Danach, so ahnen sie, wird alles anders, und mit Abschiedswehmut unterlegt der deutsche Jungregisseur Marco Petry, 25, sein beiläufiges, stark von „American Graffiti“ beeinflusstes Porträt einer Kleinstadtclique. Einen Tag lang treiben die Jugendlichen, was Jugendliche halt so treiben: Sie pfuschen bei der Mathe-Arbeit, beschaffen sich Bier an der Tankstelle und feiern am Baggersee. Alle, die

vergessen haben, wie sonderbar und schmerzhaft-schön sich Jungsein anfühlt, können in dieser „Schule“ eine Nachhilfestunde nehmen.

„**Brendan trifft Trudy**“. Ja, aber müssen wir dabei zusehen? Der irische Bestsellerautor und Ex-Lehrer Roddy Doyle hat, nachdem einige seiner Werke erfolgreich verfilmt wurden („Die Commitments“, „The Snapper“), in diesem ziemlich zerfransten Originaldrehbuch offenbar alle cineastischen Vorlieben und autobiografischen Anspielungen untergebracht, die er sich in seinen Romanen verkneift. Sein Filmheld Brendan ist ein linkischer Leh-